

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Salz a. S., den 26. Juli

1921 / Nr. 162

## Die Herweghs.

Ein rechtsrheinischer Roman von  
Liesbet Dill.

32. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie ist bei Kail, dachte Herbert.  
Denn zu solchen Papieren, die man auf keinem Kurs-  
zeitel fand, hatte sie kein Vertrauen.  
Es wurde ihr erklärt, daß das mit allen Aktien, die frei  
gehandelt würden, der Fall sei, und die Witwe lenkte  
den Kopf. Das war kein Gebiet, das sie beherrschte.  
„Es wäre mir allerdings lieber, wenn ich vorher noch  
einmal mit Herrn von Herwegh darüber sprechen könnte,  
jünger sie unüßig hinzu mit einem sanften Blick nach dem  
Angeklagten. „Ich habe immer Vertrauen zu ihm gehabt.  
Er hat mich sonst stets gut beraten.“  
„Sont hatte sie nichts Belastendes auszusagen und schritt  
eilesticht auf diesen Platz zurück, um einem Postbeamten  
Platz zu machen. Dieser war heifer und schilberte unter  
vernehmlichem Räuspern sein ausgezeichnetes Verhältnis zu  
dem Herrn Richteranwalt und daß er persönlich nur das  
Beste über ihn sagen könne.“  
„Sie beklagten sich damals, daß Ihnen der Angeklagte  
versprochen habe,“ unterbrach ihn der Richter, „die Er-  
schlafungsmittel Ihrer Frau sicher anzulegen, und sie dann  
in Eppenhauzener Mien gelockt hat. Waren Sie denn  
damit einverstanden, daß Ihr Geld überhaupt in Industrie-  
papieren angelegt wurde?“  
„Doch, im allgemeinen wohl, denn die machten schöne  
Zinsen,“ erwiderte der Postbeamte, „und die hat er mir  
auch immer pünktlich ausbezahlt. Als ich einmal in Ver-  
legenheit war, hat er sie mir schon am nächsten Morgen  
mit mir dafür nichts berechnet. Und es ist nicht wahr, daß ich  
je gelagert haben soll, er wäre ein Betrüger.“  
„Sie steht aber in den Vernehmungsakten.“ — Der Rich-  
ter schlug eine Seite auf. „Sie heißen Erlesens. Hier...  
Sie haben damals das Gericht beuguldigt, es möge viel  
zu lange mit der Verurteilung Herweghs. Man wird die-  
sen Spuren sicher noch entweichen lassen. Mit den Rich-  
tern macht man Umstände, mit uns keine. In einem de-  
mokratischen Staat hätten sie Herwegh schon längst ein-  
gelockt und so weiter.“  
Im Publikum entstand Unruhe.  
„Der Präsident, wenn ich das gefagt haben sollte,  
so ist das in der ersten Hitze gesprochen!“ sagte der Beamte  
sichtlich verlegen, „und ich nehme es hiermit zurück. Ich  
hätte damals nur Angst um mein Geld.“  
„Und Sie glauben jetzt, daß Sie es wieder bekommen?“  
„Ja, das glaube ich, denn der Herr Herwegh ist ein  
Ehrenmann. Der hat noch keinen sitzen lassen. Ich glaube,  
daß er es schaffen wird, sobald er erst einmal die Arme  
frei hat. Aber wenn man ihn mitten aus seiner Arbeit  
herausholt und ihn ins Gefängnis schickt, und fremde Leute  
sich über die Verhältnisse hermachen.“  
„Es sind nun Verträge bestellte Beamte,“ erwiderte ihn  
der Richter, „und es steht Ihnen nicht an, das Gericht anzu-  
greifen. So sollen nur ausfragen, wonach Sie gefagt sind.“  
„Aber man läßt mich ja nicht ausprechen,“ wandte  
sich der Mann erregt an das Publikum, „man hat auch die  
Damen vorhin nicht ausreden lassen.“  
„Ja wohl!“ rief die Cellonante, und erhob sich. „Ich  
habe auch noch etwas zu sagen, nämlich die Geschichte mit  
dem Einarbeiter.“  
„Das hätten Sie vorhin sagen sollen,“ erwiderte sie  
der Richter. „Auf diese Sache kommen wir noch zurück.  
Ergen Sie sich bitte. Die nächste Beginn, Fräulein Müller-  
Güth.“  
„Alle Köpfe wendeten sich und während der Postbeamte  
unzufrieden, nicht alles gefagt zu haben, was er sagen  
wollte, auf seinen Platz zurücktrat, betrat die Hochbräu-  
mische den Saal. Mit Walfurte, die aus dem Feuergeüb-  
schlaf erwacht, schritt sie zum Richterisch, um ihren Eid  
abzugeben, anrecht, als trüge sie Schild und Speer und  
dies volle dunkle Stimme füllte den weiten Raum wie  
mit Orgeltönen.“  
„Die schwägt ja wie ein Kerl,“ sagte der Mann neben  
Herbert.  
„Fräulein Müller-Güth brichtete zunächst, daß sie ge-  
schäftliches Vertrauen zu Herwegh gefahrt und sie ihm ihr  
Vermögen in die Hände gelegt habe, das bisher ihr Bankier  
verwaltet hatte, ehe sie ihre Amerikareise antrat.“  
„Wie kamen Sie dazu, einem Anwalt das Geld zu  
geben, statt einer Bank?“  
„Mit Banken arbeite ich nicht gern,“ antwortete die  
Künstlerin. „Ich hatte viel von Herweghs guter Verwaltung  
gehört, besonders von seiner Einfühlung.“ — Sie betonte  
das Wort mit einem Blick nach dem eierernen Staatsanwalt.  
„Und von den sechs Prozent,“ warf der Staatsanwalt  
ein, der diesen Blick zurückgab.  
„Gewiß auch das.“  
„In welcher Weise hat man Ihnen denn Rechenschaft  
über das zu verwaltende Vermögen abgelegt? Sie haben  
in Ihrem Jagenverhör angegeben, daß Sie nie einen  
Brief, eine Rechnung oder einen Nachschuß erhalten hätten,  
und als Sie zurückkamen und Ihr Geld verlangten, hörten  
Sie, daß alles in der Eppenhauzener Papierei angelegt  
sei und nicht richtig gemacht werden könnte.“  
„Ganz recht. Natürlich konnte ich nicht jovie erhalten,  
wie ich brauchte. Natürlich war ich darüber sehr erregt,  
denn von dieser Papierei hatte ich inzwischen erfahren,

daß sie vor dem Bankrott stand. Ich wollte das ganze  
Kapital sofort herausziehen, und als man mir sagte, daß  
ginge nicht, reichte ich die Klage ein.“  
„Bekand denn über die Verwendung Ihres Geldes  
keine bestimmte Abmachung?“ fragte der Richter.  
„Nein, ich hatte freilich gefagt,“ sagte sie hinzu mit  
einem Blick auf den Angeklagten, der vor sich hinarrte  
mit einem verlorenen tauarigen Ausdruck, „daß es mir  
gleichgültig sei, wo er es anlege, nur müßte es sicher  
angelegt sein.“  
„Die Eppenhauzener Fabrik konnte doch niemand als  
etwas ganz Sicheres betrachten?“ meinte der Richter.  
Der Staatsanwalt räusperte sich.  
„Vielleicht nicht, aber ich hatte ihm ja freie Wahl ge-  
lassen.“ Fräulein Müller-Güth wari dem Staatsanwalt  
einen jündlichen Blick zu.  
„So, das ist etwas anderes.“ Der Richter durchblätterte  
ein Aktenheft. „In Ihrer ersten Aussage steht —“  
Die Müller-Güth schämte sich peinlichst berührt von  
ihren Anlagen, die sie in ihrem ersten Joren auf das Haupt  
des Anwaltes geschleubert hatte und die der Richter ihr jetzt  
langsam und deutlich verlas.  
„Ja, so habe ich vielleicht damals gelogt. Aber irgend-  
jemand bin ich ruhiger geworden.“ — Sie fuhr fort, „und muß  
mir sagen, daß ich an dem vielleicht entstehenden Verlust  
teilweise wohl selbst schuld bin.“ Die Richter blätterten sich  
an, der Staatsanwalt schob das Aktenheft vor sich, die  
Mittlerbaren lächelten und die Gerichtsdiener, die an  
den Wänden lächelten wie matte Pflügen, schüttelten die  
Köpfe. Das war ja doch einfach toll! Jeder Zeuge, der vor-  
geladen war, um Herwegh zu beuguldigen, nahm seine  
Anlagen zurück und entschuldigte sich logar.  
Die Müller-Güth tat es mit Wärme. „Ich habe in  
Herrn von Herwegh einen der sympathischsten Menschen  
kennen gelernt, und ein durch und durch musikalisches Ta-  
lent. Man muß berückichtigen, meine Herren,“ sagte sie  
mit ihrer weinlich schimmernden Stimme, „daß man es  
hier mit einem ungewöhnlichen Manne zu tun hat, der  
außer seiner Wissenschaft noch vielen anderen Interessen  
konnte. Er war nicht nur ein glänzender Redner und Jurist,  
sondern auch ein Künstler! Solche Menschen kann man  
doch nicht mit Mittelstücken messen!“  
„Das mag alles sein,“ unterbrach sie der Richter, „aber  
hören haben wir jetzt festzustellen, wie es kommen konnte, daß  
man ihm dieses Vertrauen allmählich entzog.“  
„Ich hätte ihm mein Vertrauen entzogen?“ rief Fräulein  
Müller-Güth und blühte sich im Saale um. „Das habe  
ich ja nicht einmal in meiner ersten Aussage behauptet, ob-  
wohl ich damals sehr nervös war. Ich habe nur gefagt,  
daß der Anwalt freie Hand über mein schätzbares Geld  
hatte, und daß ich ihm logar erlaubt hatte, das Geld auch  
eventuell in einer Fabrik anzulegen. Da, wie ich nach-  
träglich gehört habe, er kein eigenes Vermögen in diese  
Fabrik gefahrt hat, so wird er sie doch auch für sich ge-  
halten haben. Das ist alles, was ich zu sagen habe und  
ich bitte, mich jetzt zu verlassen, Herr Präsident, denn ich  
habe Prose.“ — Das letzte Wort „Pro-“ — schweberte  
sie wie Schwergewicht in den Saal.  
Die Hofmeisterin schlug ihre Pelzjacke um die Schul-  
tern und verließ den Saal, gefolgt von vielen bewundern-  
den Blicken, denn die Müller-Güth war seit ihrer Ameri-  
kareise noch um viele Grade berühmter geworden.  
Der Stolzenberg stand vor dem Richterisch. Aber er  
hatte nicht viel zu sagen. Er hatte Herwegh verdienstlich  
Geld gefahren und es bis jetzt noch nicht zurückverhien. Er  
wachte weder wo es angelegt war noch wie? Es schien ihm  
nicht einmal besonders zu interessieren.  
Er machte den Eindruck, als sei er nur widerstrebend  
vor das Tribunal gefahrt, in seinem langen Gehrod  
und dem bürklichen Haupthaar. Er hielt die Hände auf  
dem Rücken verkrampft und bewegte unruhig die Finger,  
was der Rimmel für Besorgtheit deutete, und ließ sich  
jedes Wort herauslösen wie ein verdorrter Sander.  
Der Richter sah sich: nicht ein, daß hier jede Miße  
gebens war. „Sie haben also auch das Vertrauen in Her-  
wegh gefahrt, daß er Ihnen das Geld auf alle Fälle sicher  
anlegen würde?“  
„Nawohl! Wir waren betrautet, und über das ge-  
lichenes Geld habe ich keine Rechenschaft verlangt und glaube  
auch nicht, daß es mir verloren ist. Im übrigen hat mir  
Herr von Herwegh Schuldscheine ausgehellt.“  
„Sie haben also hier weiter kein Interesse daran, fest-  
zustellen, wohin es gekommen ist?“ fragte der Richter.  
Stolzenberg bewegte die Finger heftiger. „Nein, ich will  
warten, bis Herr von Herwegh seine Angelegenheiten wie-  
der selbst führt,“ sagt er kurz.  
Prato, Stolzenberg, das nimm man Freund!  
Das ging ja heut wie in einem Akte. Jetzt hand es  
seiner Magistratsredner vor den Zuhörern, der von Her-  
wegh große Verprechungen auf, „Dirrende und dergleichen“  
gemacht bekommen hatte, und seine Aktien, die der damals  
noch zu einem anständigen Kurs hätte lösen können,  
daraufhin behalten hat. Er hatte aber färsich in der  
Wahn gefahrt, daß die Papiere wieder trauer würden und  
daß Erler eine neue Fabrik in die Nähe bauen wolle, er  
wollte daraufhin in Gottesnamen seine Aktien behalten,  
denn jetzt löhnte man ja doch keinen Hund — sehr hinter dem  
Dien mit ihnen hervor und er zog seine Klage gegen Her-  
wegh hiermit zurück.“  
(Fortsetzung folgt.)

## Vor meiner Büste.

Sonett.

Mit Grauen seh' ich dich, du Bild aus Ton,  
Den wirren Schopf, den alku heißen Naden,  
Das harte Sinn, die bogen hohen Naden,  
Im struppigen Bari das Maul, geschürzt vor Hohn.

Auf keiser Stien der Gorge schwarzen Thron.  
Den felt zu gründen, Geier Furchen haben,  
Gramfurchen, angefüllt mit Soffnungsständen,  
Um die aus dunklen Büschen Blitze lohn.

So schauft du aus, verwegener Patron!  
Nun erst versteh' ich, warum nie dir Lohn  
Konnt' werden, weber Würden, Gold noch Orden.

Der wahrer Meister traf mich, und ich wette:  
Wenn mich der Herrgott getroffen hätte,  
Wär' s'icherlich aus mir etwas geworden.

August Adolf Kassa.

## Dichter am Schreibtisch.

Bon

Dr. Hans Bethge.

Goethe.

Von seiner Handschrift kann man sagen: sie ist schön, warm,  
liebessüß und vornehm. Sie ist nicht apart, sie zeigt nicht den  
Duktus einer sogenannten Charakterhandschrift, alle Unbe-  
heiten fehlen: sie fließt in einem eben, großzügigen, harm-  
nischen, gleichsam diatonisch geordneten Schwingen.  
Er liebt es, am Schreibtisch zu schreiben, wissend, daß  
immer auf und ab zu wandeln und einen Blick in seinen Bar-  
ten zu tun; am liebsten in bequemer, loser Kleidung, in Haus-  
rock und Pantoffeln. Mitunter sprach er leise vor sich hin, und  
die wohlgeübte rechte Hand machte eine flüchtige Bewegung  
durch die Luft.

In dem einfachen, nach hinten gelegenen Arbeitszimmer  
seines Weimarer Hauses sah man seine besten Schreibtische:  
das breite Stehpult, unten mit vielen kleinen Kästen versehen,  
in denen er seine Mineralienammlung untergebracht hatte; und  
auf der anderen Seite des Zimmers, mit dem Tisch von links,  
den eigentlichen breiten, gar nicht recht bequemen Schreibtisch,  
mit angelegten Regalen für Bücher, im Unterbau mit Laden  
und Fächern für Papiere, Akten, Manuskripte. Auf dem  
Stehpult findet man noch heute eine kleine, aus Strahburg  
stammende Büste Napoleons, aus eiläufigem Glas gefertigt,  
die er liebte; und einen Teller mit Urth, die er einen Tag vor  
seinem Tode aus dem Garten heraufgeholt hat, um sie zu unter-  
suchen, wozu er nicht mehr kam.

Goethe'scher Keller.

Er hatte zwei Schreibtische, einen zu Hause und einen im  
Ländlichen Stadthaus, denn er war der „Erste Staatsdichter von  
Jäh.“

Es gibt kaum einen Dichter, der seinen Namen so oft ge-  
schrieben hat, wie Keller: Er soll ihn annähernd zweihundert-  
tausendmal unterzeichnet haben. Und die Akten, die er nieder-  
geschriebene hat und die noch heute in den Archiven liegen, fällen,  
das hat man ausgerechnet, mindestens zweihundert Bände im  
Format seiner Werke. Er war als Beamter müßighaft,  
und es wurde ihm zur Liebhaberei, als die zahllosen Heim-  
scheine und Papiertationen mit seinen gedungenen, bürgerlich-  
sauberen Schriftzügen zu versehen.

Aber am liebsten schrieb er Briefe. Er war einer der her-  
lichsten Briefschreiber, der niemals Inzivillos in seinen un-  
abhängbaren Eriteln sagte, oft aber in Wortweil-Wichtiges und  
Endgültiges, daß die Form des Briefes sprengt zu sein  
scheint. Er neigte sich tief auf seine Manuskripte, wenn er  
schrieb, denn er war fursichtig und trug große Brillengläser.  
Bei einem Frankfurter Sammler sah ich das Manuskript der  
wunderbaren Sieben Legenden; mit kleinen, ganz unregelmäßig,  
gleichsam etwas verhaselten Lettern auf gelblichem Quartpapier  
engelig niedergeschrieben, ein sellstamer Kontrast zu den klä-  
renden, schwebenden überhöhen Phantasie, welche diese zauber-  
vollen, höchstlichen Gespinne durchweht.

Eduard Mörike.

Seine Handschrift ist zierlich und behaglich, und er hat sie  
gepflegt, denn „die Begleitung möglichst wohlgeformter Schrift-  
züge“, sagt er einmal in einem Brief, „gibt den Worten egne  
Art von musikalischem Ausdruck.“ Er liebte es, seine Gelegen-  
heitsgedichte für Freunde fallgruppig auf Blätter zu schreiben,  
die er mit hübschen Handletten in bunten Tinten umgab, denn  
das Zeichnen war immer seine Liebhaberei. „War ich doch lang  
mit meinem Schißal darüber unzufrieden, daß es nicht einen  
Maler aus mir machen wollte“, schreibt er einmal, „und äußert  
sich der ursprüngliche Trieb doch heute noch unwillkürlich mit  
der Schreibfeder auf jeder Konzeptunterlage.“

Er spielte und ländelte gern am Schreibtisch, seine Manu-  
skripte und Briefe zählte häufig leicht hingeworfene, anpruchs-  
lose Federzeichnungen von Personen, Landschaften und Dingen  
seiner Umgebung, und der Sammler spielt meist eine Rolle in  
diesen zierlichen Zeichnungen. Einmal schrieb er ein Gedicht auf  
ein Ei, und sein Hausstandsbuch zeigt nicht nur die nächsten  
Zahlen der Ein- und Ausgaben, sondern es ist artig durchsch-  
ten allerlei lustigen Karikaturen, hübschen Anmerkungen und  
trauen Federzeichnungen. Alles ist anmutig, behaglich und von  
einer lebenswichtigen Wärme.

Der Spieltrieb dieses Dichters war groß und hat aus  
Schreibtisch seine reizenden Blüten gefahren.

Detlev von Billebrand.

Er hatte eine vorläufige Charakterhandschrift, groß, deutlich,  
voll Temperament, ein wenig freiberzianlich, eine merkwürdige  
Mischung von Phantasie und Klarheit (die auch in ihm selber  
war), mehr hingebend als hingehalten, am liebsten nur zehn  
Worte auf einer Seite, ein wenig an Menzel erinnernd, sehr

